Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 110 (1942)

Heft: 6

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZERISCHE
KIRCHEN-ZEITUNG

Redaktion: Mgr. Dr. VIKTOR v. ERNST, Can., Prof. theol., St. Leodegarstr. 9, Luzern, Tel. 2 02 87
Dr. phil. et theol. ALOIS SCHENKER, Prof. theol., Adligenswilerstr. 8, Luzern, Tel. 26593

Verlag und Expedition: Räber & Cie., Buchdruckerei und Buchhandlung, Luzern, Frankenstr. 7-9, Telephon 2 74 22. — Abonnementspreise: bei der Expedition bestellt jährlich Fr. 12.—, halbjährlich Fr. 6.20 (Postcheck VII 128) — Postabonnemente 30 Cts. Zuschlag. Für das Ausland kommt das Auslandsporto hinzu. Einzelnummer 30 Cts. — Erscheint je Donnerstag. — Insertionspreise: Einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 12 Cts. — Schluß der Inseratenannahme Dienstag morgens. Jeder Offerte ist zur Weiterleitung 20 Cts. in Marken beizulegen.

Luzern, 5. Februar 1942 **110. Jahrgang · Nr. 6**

Inhalts-Verzeichnis Theologie und Naturwissenschaft. — Nikolaus Berdjajeff als Gegenspieler Wladimir Solowjeffs. — Der Milieueinfluß als religiös-sittliches Problem. — Der einheimische Klerus in Afrika und Amerika. — Bundesgesetz betr. die Verwertung von Urheberrechten und die Kirchenmusik. — Erziehungsrat Prof. Dr. B. Frischkopf 60 Jahre alt. — Gefahren der Caritas. — Jubiläum einer Missionssektion. — Totentafel. — Chronik. — Rezensionen

Theologie und Naturwissenschaft

»Die Nation« (lucus a non lucendo), unabhängige Zeitung für Demokratie und Volksgemeinschaft, hat einen eindeutigen Standort, der politisch und weltanschaulich niemand mehr ein Geheimnis ist, höchstens hie und da ein Aergernis. Die Zeitung fühlt sich berufen, zu ihren vielen Kompetenzen sich auch noch die Laientheologie beizulegen und in theologische Diskussionen einzugreifen. Welcher Art diese Kompetenz etwa sein werde, mögen sich die Leser in der Erinnerung an die konfessionelle Hetze gegen Bundespräsident Etter wegen seiner Neujahrsansprache ungefähr vorstellen.

Anlaß zu dem laientheologischen Erguß bot der »Nation« die Darlegung der Kirchenzeitung über »Theologie und Naturwissenschaft« (Nr. 4 vom 22. Januar), die sie auf eine Art und Weise begreift und kommentiert, welche der KZ nur zur Ehre gereichen kann. Bei der geistigen Welt, welche die »Nation« von der KZ trennt, ist ein Angriff ihrerseits auf einen Katholiken eine Ehre, wie umgekehrt ein Lob aus ihrer Feder etwas anderes ist. Da man von der »Nation« nicht erwarten darf, daß sie einen Hochschein hat von Theologie und theologischer Beweisführung, so ist eigentlich eine Auseinandersetzung ziemlich aussichtslos. Immerhin findet das Blatt, seine Sicht vom aufgeworfenen Problem könnte eine breitere schweizerische Volksintelligenz interessieren.

Zum vorneherein muß bemerkt werden, daß die KZ für katholische Kreise geschrieben hat und dementsprechend Außenstehende in keiner Weise bemüht. Sie haben höchstens Akt zu nehmen von den bei uns gültigen Auffassungen, womit wir die »Nation« nicht behelligen, so wenig wir von ihrer Gedankenwelt behelligt werden möchten. Für Katholiken war es nun aber in keiner Weise eine Offenbarung, wenn die KZ die Feststellung machte, ein möglicher oder wirklicher Konflikt zwischen Theologie und Naturwissenschaft sei durchaus ausgeschlossen. Auch ein intelligenter moderner Katholik kann beim besten Willen nichts von einem nun seit Jahrhunderten (in der Einbildung der »Nation«!) bestehenden Widerstreit zwischen Theologie und moderner Naturerkenntnis verspüren und darin ein seriöses wissenschaftliches Problem erkennen und respektieren. Im Unvermögen, sich den theologischen Standpunkt und Beweisgang auch nur vorzustellen, würdigt die »Nation« die in der KZ angegebene Lösung, welche übrigens die vom vatikanischen Konzil gegebene ist und allgemein vertreten wird, als rein advokatorisch (advokatenmäßig).

Der bedrängende Widerspruch zwischen Glauben und Wissen (von welcher Bedrängnis aber nur die Phantasie der »Nation« bedrängt wird, kein Katholik) kann nach der »Nation« nicht durch die Verschiedenheit der Methoden und Arbeitsgebiete der Theologie und Naturwissenschaft gelöst werden: diese Aufklärung des Konfliktes sei gründlich verfehlt. Selbstverständlich kommt die »Nation« von einer ganz anderen Voraussetzung zur Ablehnung dieses Rezeptes als die KZ. Interessant ist immerhin, daß sie die Feststellung macht, auch an der protestantischen theologischen Fakultät der Zürcher Universität suche man dem »Konflikte« zwischen Glauben und Wissen auf diese Weise beizukommen, währenddem die neueste konservativ-orthodoxe Theologie überhaupt keine Wissenschaft sein will (Karl Barth). Da jedoch nicht der Wissenschaftscharakter der Theologie zur Diskussion steht, kann dieser Seitenblick übergangen werden.

Der Schuh drückt die »Nation« an anderer Stelle. Sie fühlt sich berufen, als Gralshüter der Wissenschaft aufzutreten. Sie möchte ihrer Leserschaft das Gruseln beibringen und ihr Anschauungsunterricht erteilen, was entsteht, wenn wissenschaftliche Fragen in die Obhut der Advokatur genommen werden, d. h. wenn aus Wissenschaftsfragen Fragen des rechtlich aufgeputzten Machtanspruches werden. Die »Nation« greift die Voraussetzung an, auf welchen die Darlegungen der KZ beruhen und welche sie als eine von Menschen gemachte Lehre bezeichnet, die zum Absoluten erhoben wurde und jetzt Dogma heiße. Mit der »Nation« ist nicht zu rechten, wenn sie die Dogmen als Menschen-

satzung taxiert. Sie hat ja nie einen Hochschein von der praeambula fidei und vom historischen Erweise der Tatsächlichkeit und der Glaubwürdigkeit der Offenbarung gehabt. Dieser Beweis wird von der Fundamentaltheologie geleistet. Da aber die KZ für theologisch Interessierte und Geschulte schreibt und nicht für Analphabeten, so kann selbstverständlicherweise in katholischen Diskussionen nicht jede beweisbare und bewiesene Voraussetzung jedem Säugling xmal vorbuchstabiert werden.

Evident wird diese Feststellung jedem Katholiken, wenn die »Nation« die Inspiration der Bibel folgendermaßen glossiert: »Professor Schenker frägt nicht, was denn wissenschaftlich unter Inspiration zu verstehen sei, sondern es genügt ihm die Feststellung, daß der Inhalt der Bibel von Gott inspiriert ist, das ist Dogma.« Da unter Katholiken die Inspiration der Bibel nicht wohl zur Diskussion stehen kann, erübrigte sich im Artikel der KZ der Beweis für diese Voraussetzung. Das heißt nun nicht, diese Voraussetzung sei unbewiesen und lasse sich nicht beweisen, im Gegenteil. Gestützt auf die historisch bewiesene Tatsächlichkeit und Glaubwürdigkeit der Offenbarung (Bibel und Tradition und namentlich das Lehramt der Kirche) wird die Tatsache, der Umfang, das Wesen und die Tragweite der Inspiration sowohl apologetisch wie dogmatisch jedem Einsichtigen einwandfrei dargetan.

Mit welchem Rechte deshalb die »Nation« hier von geometrischer Logik spricht, welche mit Glauben nichts mehr zu tun habe, ist unerfindlich. Der Glaube besteht ja bekanntlich in der Zustimmung zu geoffenbarten Wahrheiten. Viele Tatsachen der Inspirationslehre fallen nun direkt unter die Offenbarung und unter den Glauben, andere sind deren logische Konsequenzen.

Die »Nation« fühlt sich bemüßigt, auf eine sehr ernste Gefahr der Kultur hinzuweisen. Die Gefahr besteht nach ihr darin, daß durch autoritäre Staaten oder staatsähnliche Institutionen der Glaubenshunger des gesunden, unverdorbenen Menschen durch autoritären Herrschaftsanspruch mit Beschlag belegt wird, bis in das Privateste des einzelnen Menschen hinein. Wenn die »Nation« hiermit die katholische Kirche treffen will, so hat sie sehr genau getroffen. Diese Macht der Kirche ist allerdings sehr autoritär, sie kommt aber von dem, der gesagt: Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Wenn sich die »Nation« auch gegen den auflehnen will, ist das ihre Sache. Eine protestantische Parallele hiezu findet die »Nation« im Festhalten an der unbedingten Gültigkeit des Gotteswortes, dem sich alle und alles zu beugen haben.

Es ist nun nicht so, daß die Kirche jeglichen Glaubenshunger des gesunden unverdorbenen Menschen durch autoritären Herrschaftsanspruch mit Beschlag belegt. Den weiten Bereich z. B. des Aberglaubens überläßt sie ruhig der »Nation« und anderen Kulturspiegeln, welche Horoskope stellen. Jenen Bereich des Glaubenshungers des gesunden, unverdorbenen Menschen, welcher die religiösen Wahrheiten beschlägt, besitzt sie allerdings kraft ihres autoritativen Lehramtes, das schlicht und eindrucksvoll u. a. in jenen Worten Christi und der Bibel niedergelegt ist: Gehet hin in alle Welt (auch zur Schweiz und »Nation« des XX. Jahrhunderts), lehret alle Völker; wer glaubt und sich taufen läßt, wird selig werden, wer nicht glaubt, der wird verdammt werden (cfr. Mt. 28, 18; Mc. 16, 15 f.). Die »Nation« fühlt sich offenbar außerhalb des Rechtsanspruches dieses Wortes Christi, der Kirche und des Glaubens. Hierin aber eine sehr ernste Gefahr der Kultur signalisieren zu wollen, ist eine läppische Sache, welche nicht dadurch besser wird, daß sie seit 1900 Jahren von sämtlichen Kulturkämpfern à la Tartuffe vorgeschoben wird, um die Geschäfte des Antichrist zu besorgen. Leuten, wie sie die »Nation« vertritt, wäre ohne weiteres ein Kulturkampf zuzutrauen; an Hand der bisher schon ausgewiesenen Leistungen verrät sich deutlich genug die Lust dazu, wenn auch die Macht noch fehlt. Angesichts unberufener und verunglückter Vorstöße auf das Gebiet der Theologie möchten wir vorderhand die »Nation« an jenes Gebot der Selbstbescheidung erinnern, das in unübertrefflicher Klarheit und Weisheit im Sprichwort verkündet wird: Schuster, bleib bei deinem Leist! A. Sch.

Nikolaus Berdjajeff als Gegenspieler Wladimir Solowjeffs

Von Dr. jur. Fürst Nikolaus Massalsky.

Zu den interessantesten Persönlichkeiten der Gegenwart in der Ostkirche gehört unbedingt der russische Philosoph Nikolaus Berdjajeff, der es verstanden hat, sowohl eine neue ideologische Richtung in seiner Kirche zu schaffen, wie auch einen Anhang zu sammeln und einen maßgeblichen Einfluß auf die Entwicklung innerhalb der Kirche zu gewinnen.

1874 in Kiew geboren, absolvierte er dort die Universität und wurde freier Schriftsteller mit einem stark ausgesprochenen marxistischen Einschlage, um später unter dem Einflusse Wladimir Solowjeffs sich religiösen Fragen zuzuwenden. Von der Sowjetregierung wegen seiner »dem Kommunismus feindlichen ideologischen Tätigkeit« aus der Sowjet-Union im Jahre 1922 verbannt, ließ er sich zunächst in Berlin nieder, um dann nach Paris überzusiedeln, wo er die »Religionsphilosophische Akademie« gründete, deren Vorsitzender er wurde.

Im Mittelpunkt seiner Philosophie und seiner Lehre steht der Mensch als solcher, seine Freiheit und die menschliche Schöpfungskraft. Schon diese Auffassung mußte ihn zwangsläufig in einen gewissen Gegensatz zu der Lehre Solowjeffs bringen, was auch in der Tat geschah. Zuerst ein glühender Anhänger Solowjeffs und sein Schüler in der Ueberordnung der religiösen Fragen über die materialistisch-wirtschaftlichen, — wird er zu dessen Gegenspieler, sobald die Frage der menschlichen Freiheit auf dem Spiele steht. Da, wo Solowjeff, wovon noch die Rede sein wird, die Notwendigkeit einer kirchlichen Union des Ostens, vor allem Rußlands mit Rom sieht, erblickt Berdjajeff die unbedingte Notwendigkeit einer Eigenbrötlerei, einer Absonderung, einer Verkapselung in sich selbst und Ablehnung von allem Fremden, Westlichen. Nach seiner Auffassung kommt es dem russischen Volke zu, eben Dank seiner religiösen Abgesondertheit (in der orthodoxen Kirche), die Krisis der »humanitären« Kultur zu meistern und eine religiöse Erneuerung der Welt und der Menschheit durchzuführen. Diese soll im Gegensatze zu Solowjeff, der diesen selben Prozeß im

Zeichen der katholischen Kirche sah, unter der Leitung der orthodoxen Kirche durchgeführt werden. In diesem Sinne kann wohl gesagt werden, daß Berdjajeff gegenwärtig vielleicht der gefährlichste Gegner der praktischen Durchführung der Union der Kirchen ist, zumal er auf diesem Gebiete gewußt hat, sich einen Anhang zu bilden.

Wenn Solowjeff lehrt, daß die orthodoxe Kirche durch ihre Loslösung von der katholischen einen verhängnisvollen Weg beschritt, der sie in die gegenwärtige schwere Lage brachte, und von der Notwendigkeit des Zusammenschlusses aller unter der Leitung des Vikars Christi spricht, sieht Berdjajeff das Schicksal der Orthodoxie als einen zwar schmerzvollen, aber läuternden Weg und spricht ihr die führende Rolle in der Zukunft zu. Er und Solowjeff sind mit Recht mit den zwei Brennpunkten einer Ellipse verglichen worden, um die der Kreislauf der ideologischen Ideenentwicklung auf diesem Gebiete sich abspielt.

Als Auswirkung des von Berdjajeff verfochtenen »menschlichen Freiheitsprinzips« kann er den ideologischen Aufbau des Katholizismus nicht erfassen und sieht in ihm allein den »Unterdrücker« dieser selben Freiheit und die Verkörperung des monarchistisch-absolutistischen Prinzipes in der Religion, dem er den »Konzilgedanken«, — (die »Sobornostj«), — der orthodoxen Kirche etwa in derselben Weise gegenüberstellt, wie man eine konstitutionelle Monarchie einer absolutistischen gegenüberstellen könnte. Er übersieht dabei den von Solowjeff richtig erkannten Umstand, daß es eben dieser Absolutismus ist, der die katholische Kirche zu dem gemacht hat, was sie jetzt ist, — und daß sie ohne diesen festen Rückgrat, natürlich betrachtet, ein ähnliches Schicksal auf Erden gehabt hätte, wie die sechzehn selbständigen orthodoxen Kirchen ihn erlebt haben, die bekanntlich zum Teil zu vollständiger Bedeutungslosigkeit herabgesunken sind.

Aus demselben Gesichtspunkte betrachtet, sieht Berdjajeff die Aufgaben der Kirche auf Erden wesentlich anders, als sie von Solowjeff erblickt wurden. Solowjeff hat mit Recht der orthodoxen Kirche den Vorwurf der »Jenseitigkeit« gemacht und sie als eine »desertierende« Kirche bezeichnet, zumal sie ihr Augenmerk ausschließlich dem zukünftigen Leben, unter völliger Loslösung von der Gegenwart zuwendet, und dabei übersieht, daß ihr göttlicher Stifter nicht nur eine Ecclesia triumphans, sondern auch eine Ecclesia militans geschaffen hat, die einen Wirkungskreis auf Erden hat, der um kein Jota weniger wichtig ist, als der im Jenseits. Berdjajeff dagegen vertritt den orthodoxen Standpunkt und sieht das einzige Betätigungsfeld der Kirche im Transzendentalen und nur die »innere Natur des Menschen« als das Objekt ihrer Tätigkeit.

Die praktische Auswirkung des Unterschiedes in der Einstellung äußerte sich mit der Zeit darin, daß Solowjeff bekanntlich zur katholischen Kirche übertrat, wogegen Berdjajeff sich immer näher an die protestantischen Religionsgemeinschaften anschließt. Hierauf ist es zurückzuführen, daß er einen ungeheuren Einfluß auf die ideologische Entwicklung unter den Protestanten Englands in letzter Zeit gewonnen hat, und zwar insbesonders unter der dortigen Jugend. Es gibt in England gegenwärtig zwei Richtungen, von denen die eine eine Annäherung an Rom, und die andere an die orthodoxe Kirche verlangt; Berdjajeff ist zu einem Führer der zweiten geworden.

Im großen und ganzen kann gesagt werden, daß die ideologische Entwicklung in der orthodoxen Kirche seit der Zeit der Kirchenspaltung im Jahre 1054 einen Kreislauf vollendet hat, wobei man zuerst eine Wiedervereinigung mit Rom durch die Unionen von Lyon (1274) und dann von Ferrara-Florenz (1438—39) plante, um dann später sich dem Protestantismus zuzuwenden, und in allerneuester Zeit wieder dem Anschlusse an Rom zuzustreben*.

So kann von der wechselseitigen Wirkung von Solowjeff und Berdjajeff und den um diese sich abspielenden Kreisläufen gesagt werden, daß es sich um einen Epizykel handelt, dessen deferierender Kreis die Entwicklung im Wandel der letzten Jahrhunderte, von der Kirchenspaltung bis jetzt ist. Im Rahmen des großen Kreislaufes spielt sich der kleine um diese beiden Philosophen ab. Dieser kleine Kreislauf äußert sich besonders in den letzten vier Jahrzehnten, die interessante ideologische Veränderungen aufweisen und ein besonderes Licht auf die »Russische Patriarchenfrage« werfen.

Seit der Zeit nämlich, wo Peter der Große, der einen Konflikt ähnlich dem zwischen Papst Gregorius VII. und dem Kaiser Heinrich IV. befürchtete, das Patriarchat abschaffte und durch eine Kollegialbehörde, den »Heiligsten Synod«, ersetzte, sind die Stimmen nie verstummt, die diesen Zustand als einen anormalen bezeichnen und die »Akephalie« bedauern. Man wies auf das beneidenswerte Schicksal der katholischen Kirche hin, in welcher der »Päpstliche Absolutismus« sich so glänzend bewährt hatte, und sah den Grund von einer Reihe von Mißständen in der Orthodoxie gerade in dem Mangel eines Oberhauptes. Zu Beginn dieses Jahrhunderts, als die Gedanken Solowjeffs Einfluß gewonnen hatten, umfaßte die Strömung, die die Wiederherstellung des Patriarchates verlangte selbst die Mitglieder des Hl. Synod, unter anderen den Metropoliten Antonius (Chrapowitzky), und es wurde ein Beschluß gefaßt, das Patriarchat wieder herzustellen. Allein der Oberprokurator des Hl. Synods, der berühmte Pobedonoszew, war dagegen, und setzte es durch, daß die Angelegenheit einem einzuberufenden Kirchenkonzile überwiesen wurde, das jedoch niemals zusammengetreten ist. Erst nach der Revolution (1917) kam es zu einer Wiederaufrichtung des Patriarchates mit dem Patriarchen Tychon auf dem Throne.

Als dann die russische Emigrantenkirche entstand, deren oberste Verwaltung von demselben Metropoliten Antonius geleitet wurde, entstanden dieselben ideologischen Strömungen hier in kleinerem Formate, die ehedem in Rußland im Großen geherrscht hatten. Es entstand eine Spannung, die 1926 zu einer Spaltung der Emigrantenkirche führte, ein Teil von ihr verblieb unter der Leitung des in Jugoslavien (Sremsky-Karlovatz) residierenden Metropoliten Antonius und der andere unterstellte sich dem in Paris residierenden Metropoliten Eulogius, der ehedem ein Mitglied der Verwaltung in Sremsky-Karlovatz gewesen war.

---

* Siehe den Artikel desselben Verfassers: »Die Orthodoxe Kirche am Scheidewege«, in Nr. 10, 11 und 12 der »Schweizerischen Kirchenzeitung« des letzten Jahres.

Die erste Strömung verkörperte den Konservativismus und war somit Anhängerin des Patriarchatsgedankens und so auch näher zum Katholizismus eingestellt, und die andere den Liberalismus, der auch die Begriffe von Staat und Kirche zu unvereinbaren Gegensätzen erhob, und die »vorconstantinische« Zeit der Trennung beider als ein leuchtendes Vorbild pries.

Wenn diese zweite Strömung, die eine krasse Reaktion auf die Solowjeff'schen Gedankengänge der vorhergehenden Jahrzehnte darstellt, die wiederum eine Reaktion auf den vorhergehenden kirchlichen Liberalismus waren, auch stark unter dem Einfluß von Berdjajeff stand (weshalb sie auch mit den englischen Protestanten sehr befreundet ist), so ist Berdjajeff, der zu dieser Zeit aus Berlin nach Paris übersiedelte, doch nicht ein Mitglied dieser Emigrantenkirche geworden. Es gibt nämlich noch in der Sowjet-Union einen Ueberrest der früheren Staatskirche, die von dem Metropoliten Sergius geleitet wird, aber de facto nur ein Schattendasein führt, da sie in allen kleinsten Einzelheiten von der Sowjet-Regierung abhängig ist. Ihre Grenzen fallen im Wesentlichen mit den Grenzen der Sowjet-Union zusammen und sie besitzt nur wenig Anhänger im Auslande; sie wird gewöhnlich als die »Patriarchalkirche« bezeichnet, weil ihr zuletzt der Patriarch Tychon vorstand. Und merkwürdigerweise gehört Berdjajeff zu dieser »Patriarchalkirche«, wenn er auch die anderen, die Emigrantenkirchen, besuchen soll, ohne sich allerdings für die eine oder andere Richtung klar und offen zu entscheiden.

Seine Tätigkeit in den letzten Jahren war im Wesentlichen irenisch, da er darnach trachtete, die beiden Zweige der Emigrantenkirche unter sich auszusöhnen. So gut diese Absichten auch waren, mußten sie zwangsläufig scheitern, da sie von einer falschen Praemisse ausgingen, zumal eine Schlichtung »in der Luft«, ohne Anlehnung an einen »ruhenden Pol«, meist schwer zu erzielen ist, da nur dieser »Pol« der zustandegekommenen Einigung eine Stabilität verleiht und einen neuen Bruch verhütet. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet wird es klar, warum eine Einigung dieser beiden Strömungen, ebenso wie die Beseitigung der andern Mängel, an denen die orthodoxe Kirche leidet, erst auf dem Umwege über die Union möglich ist, da erst diese den »ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht« zu bieten vermögen wird, um den die beiden kämpfenden Richtungen eine Anlehnung werden finden können. Bis dahin muß der Epizykel als Schwankung zwischen Solowjeff und Berdjajeff sowie der große Kreislauf ihre Fortsetzung finden.

Der Milieueinfluß als religiös-sittliches Problem

Wir Geistliche denken zu wenig daran, wie sehr Arbeitsart, Arbeitsort, Arbeitsdauer, Arbeitstempo, Arbeitsentlöhnung, mit einem Wort: das materielle Arbeitsmilieu den Charakter und die seelische Haltung des Arbeiters prägen. Von all diesen Imponderabilien hängt weitgehend die gesunde oder verbogene Haltung zum Beruf, zur Familie, zur Heimat, nicht zuletzt auch zur religiös-sittlichen Weltordnung ab. Denn hier liegen vielfach die letzten Quellen der Freude und des Friedens, des Mißmutes und des Hasses.

Bleiben wir heute beim rein religiös-sittlichen Einfluß stehen, den das Arbeitsmilieu ausübt, und zwar in gewissem Sinn zwangsläufig ausübt. Wir wollen unsern Blick nicht durch löbliche Ausnahmen trüben lassen. Was hier gesagt wird, gilt vom Durchschnittsarbeiter, von der »Masse«. Ob dieses Wort zu Recht oder Unrecht gebraucht wird, steht hier nicht zur Diskussion.

Für die Sittlichkeit haben einmal die Fabrikräumlichkeiten eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Geschickt angelegte Umkleideräume, dezente Wasch- und Badegelegenheiten, anständige Lokalitäten bremsen einen schlüpferigen Ton schon von Anfang an ab. Umgekehrt fördern vernachlässigte Räumlichkeiten fast automatisch den geilen und lockeren Ton. Nebenbei gesagt: Wo wir Einfluß haben auf katholische oder wenigstens auf recht eingestellte Arbeitgeber, sollten wir uns immer um diese Dinge interessieren. Die Vorsorge bewährt sich auch hier besser als eine nachträgliche Fürsorge.

Die Hauptrolle spielen natürlich beim religiös-sittlichen Einfluß die Personen des Arbeitsplatzes.

Da ist einmal das unbewußte Sich-Geben, wie man ist.

Auf die Dauer kann niemand seine innere Gesinnung verbergen. Da nun der Arbeitsplatz, wie wir das letztemal fest unterstrichen haben, den Arbeiter zwangsläufig während des größten Teiles des wachen Lebens beansprucht, färbt sich seine Gesinnung automatisch auf andere ab, oder aber sie nimmt die Farbe der andern an. Woher kommt das? Beim Arbeiter entsteht bald eine offenherzige Kameradschaftlichkeit. Mit ihr nehmen die Hemmungen rasch ab und die Zurückhaltung schwindet in kurzer Zeit. Man redet über alles Mögliche, teilt die Freuden mit und auch das Leid. Mit der Zeit stehen die intimsten Fragen zur Diskussion. Ja, es wird sogar in einer Ausführlichkeit »gebeichtet«, die wir Geistliche mit beiden Händen abwehren müßten. Und zwar nicht nur unter den Frauen, sondern auch unter den Männern. Hier wirkt sich nun die saubere oder unsaubere Haltung der einzelnen Typen ganz »natürlich« aus. Wovon das Herz voll ist, läuft der Mund bald — und immer wieder — über. Man gewöhnt sich an diese Menschen, selbst wenn sie einem anfangs auf die Nerven gingen, und mit der Zeit gewöhnt man sich eben auch an ihre Ideen.

Dann kommt etwas, was Pius XI. in Quadragesimo anno fein psychologisch vermerkt hat: Weil diese Arbeiter in den gleichen Bedingungen leben, ungefähr auf der gleichen geistigen Höhe stehen, die gleichen Voraussetzungen mitbringen, den gleichen Wortschatz führen, in den gleichen Bildern denken und die gleichen Interessen des kleinen Mannes haben, finden sie verhältnismäßig leicht den Weg zum Herzen. Ist dieser Weg einmal gefunden, dann ist die Aufnahmefähigkeit erleichtert und gesteigert. An sich möchte Papst Pius diese Tatsache für den Aufbau benützt sehen, und so muß es auch kommen. Praktisch wirken sich aber heute auf diesem Weg die Zersetzungsherde stark aus. Das »ewige Ordonnanzgespräch« über die »Weiber«, und wie die schönen Wörter alle heißen, ist in vielen Betrieben so zur Selbstverständlichkeit geworden, daß man alle Mühe hat,

selbst unsere Leute davon zu überzeugen, daß es eigentlich anders sein könnte und auch müßte.

Da ist ferner der bewußte Kampf.

Der Arbeitsplatz ist der normale Kampfplatz für die Parteien. Sagen wir vielleicht genauer: Hier kämpfen die Weltanschauungen, soweit sie in der Arbeiterschaft ihren Niederschlag gefunden haben. Wir übergehen den sattsam bekannten Terror, der zwar nach außen hin nachgelassen hat, der aber weiterglimmt und von Zeit zu Zeit wieder hell aufflammt. Jede Weltanschauung führt also hier ihren Kampf, sucht neue Anhänger, organisierte und unorganisierte, jede geht hier auf den Menschenfischfang aus. Nur die Köder sind verschieden und die Methoden. Aber es geht um einen ständigen Kampf, und zwar um einen Kampf, der nicht mit Handschuhen ausgefochten wird. Nun lehrt die lange Erfahrung, daß sich allzuviele unserer Arbeiter sehr leicht imponieren lassen. Woher kommt das?

Wir dürfen sagen: Unsere Leute sind, mit wenigen Ausnahmen, die anständigeren. Sie lassen die andern reden. Sie lassen sie gelten. »Die sind ja auch recht.« Sie hören zu und schweigen zum Gehörten. Leider auch dort, wo sie reden sollten. Man wirft uns zwar periodisch — das gehört zum eisernen Bestand der Ladenhüter — Unduldsamkeit an den Kopf. Aber praktisch zeigen doch unsere Leute eine Lammesgeduld. Nur ein Beispiel. Suche man eine einzige sozialistische Druckerei, in der überzeugte und für ihre Sache einstehende Katholiken beschäftigt, oder gar christlich-sozial organisiert sind! Die andern würden das nie dulden. Dagegen findet man in rein katholischen Betrieben immer wieder anders Organisierte und Andersdenkende. Wo es sich um außerordentlich tüchtige Kräfte handelt, die für eine bestimmte Zeit angestellt sind, ist das auch verständlich. Aber das geht nur bei uns. Andere Arbeiter sind so instruiert, daß sie sich das nie gefallen lassen würden. Was man sich nun hier in Bezug auf politische Einstellung gefallen läßt, lassen sich auch Arbeiter, die hierüber sonst sehr den Kopf schütteln, im Religiösen und Sittlichen jahraus jahrein gefallen. Unsere Arbeiter sind in dem großen Kampf der Weltanschauung in Religion und Sittlichkeit die Zahmen, die Duldsamen. Daß die andern diese Haltung meistens als Schwäche auslegen, muß hier nicht lange bewiesen werden. Diese Einstellung, die bald Anständigkeit, bald Duldsamkeit ist, bringt es nun mit sich, daß wir vielfach Zustände haben, die unsere Leute auf die Dauer zwingen, in einer religiös-sittlich vergifteten Luft zu leben. Damit kommen wir zu einer Feststellung, die nicht ernst genug genommen werden kann: Auf dem heutigen Arbeitsplatz hat der christliche Geist zu wenig Mitspracherecht und vor allem zu wenig Mitsprachekraft. Unsere Leute sind weithin nicht die Beeinflusser, sondern die Beeinflußten. Die Kirche als Kirche hat überhaupt keinen Zutritt in diese Gebiete. Ihre Vertreter haben zu wenig Verantwortungsbewußtsein und zu wenig Sendungsbewußtsein. Hier stellt sich nun die große Frage: Woher kommt es, daß wir so wenig Leute, Männer wie Frauen, haben, die, anstatt sich Jahr und Tag vom Ungeist des Arbeitsplatzes beeinflussen zu lassen, tonangebend sind für solide Grundsätze und saubere Luft, woher kommt das? Hierüber wollen wir das nächstemal die Arbeiter selber sprechen lassen.

Louis Betschart.

Der einheimische Klerus in Afrika und Amerika

Missionsgebetsmeinung für den Monat Februar.

Als 1484 Bartholomäus Diaz den Kongo und die um den riesigen Strom sich ausbreitenden Reiche schwarzer Fürsten entdeckte, begannen die Portugiesen bald mit der Missionsarbeit in diesen Reichen. Da die Missionare jedoch teils dem mörderischen Klima, teils dem Kannibalismus seiner Einwohner zum Opfer fielen, dachte man frühzeitig daran, ihre Reihen durch einen einheimischen Klerus zu stärken. Negerjünglinge, zumal aus den Fürstenkreisen des Landes, wurden nach Portugal zur Ausbildung geschickt und nach zehnjähriger Studienzeit erhielten die ersten von ihnen die Priesterweihe. Bereits am 1. Dezember 1520 wurde einer von ihnen, Prinz Heinrich, zum Bischof geweiht und fuhr 1521 mit einigen Missionaren in seine tropische Heimat zurück. In den verschiedenen Klöstern Portugals bereiteten sich noch weitere Neger auf das Priestertum vor, aber wir erfahren nicht mehr, ob sie zu ihrem Ziele kamen. Bischof Heinrich starb vor dem Jahre 1534. Dem guten Anfang der Kongo-Mission fehlte leider die entsprechende Fortsetzung. Das Missionswerk zerfiel und konnte nur mühsam aufrecht erhalten werden. Portugal selbst verlegte sich mehr auf den ergiebigen Sklavenhandel als auf die Heranbildung einheimischer Priester. Von den ersten schwarzen Priestern am Kongo hören wir nur noch, daß manche sich das nötige theologische Wissen angeeignet und durch ihre Predigten am Kongo viel Gutes für den Glauben wirkten. 300 Jahre mußten nach diesem ersten Versuch, einen einheimischen Klerus für Afrika heranzubilden, vergehen, bis das Werk wieder mit neuen Mitteln und unter neuen Bedingungen begonnen wurde.

Im 19. Jahrhundert wurden von hervorragenden Missionsführern auch in Afrika die Grundlagen gelegt, welche zu einer herrlichen Entfaltung des Missionswerkes im 20. Jahrhundert führen sollten. Von diesen wurde im Gegensatz zur vorhergehenden Missionsepoche klar erkannt, von welch entscheidender Bedeutung ein einheimischer Klerus für die afrikanische Kirche ist. Schon 1844 schrieb P. Libermann, der 1843 seine ersten Söhne, die Väter vom Heiligen Geist, nach Westafrika gesandt hatte, nach Dakar: »Ich überzeuge mich immer mehr, daß man unbedingt alle nur möglichen Mittel anwenden muß, um einen einheimischen Klerus heranzubilden, denn abgesehen davon, daß man nie genug europäische Priester haben wird, um diese weiten Länderstrecken zu bekehren, kann man mit Hilfe der schwarzen Priester auch die ungesundesten Gegenden in Angriff nehmen.« Und Kardinal Lavigerie prägte seinen Söhnen, den Weißen Vätern, ein: »Das wichtigste Werk ist unbestritten die Erziehung eines einheimischen Klerus. Dieses vom Heiligen Stuhl so unablässig betonte und geforderte Werk, das für den Fortbestand der Mission unerläßlich ist, muß trotz aller entgegenstehenden Schwierigkeiten so schnell als möglich in Angriff genommen und unentwegt fortgesetzt werden, auch wenn anfangs nicht der geringste Erfolg zu sehen wäre.«

Die Schwierigkeiten, welche der Verwirklichung solch kühner und weitschauender Aufträge im Wege standen, waren tatsächlich sehr groß und menschlich gesehen fast un-

überwindlich. So schrieb Msgr. Le Roy, der spätere Generalobere der Väter vom Heiligen Geist, 1896 an die Propaganda: »In Gabun wird die Beschaffung und Heranbildung eines einheimischen Klerus auf lange Zeit hinaus, vielleicht immer eine sehr schwierige und, was den Erfolg angeht, wenig dankbare Aufgabe bleiben. Der Hauptgrund liegt in der Unbeständigkeit des Rassencharakters und in der ungeordneten Gewinnsucht der Schwarzen, welche die Familien veranlaßt, uns ihre Kinder wieder zu nehmen, sobald sie dieselben weit genug ausgebildet glauben, um zugunsten ihrer eigenen Trägheit ein Stück Geld zu verdienen.« Dazu kam die Forderung der römischen Behörde nach dem vollwertigen Klerus in Afrika. Auch für die Priester Afrikas sollten keine Abstriche gemacht werden. Rom beharrte auf der Forderung des Zölibates, der bei den starken Trieben und Leidenschaften des Schwarzen undurchführbar schien. Rom beharrte auch auf einer prinzipiell gleichen Bildung der schwarzen Priester wie für die Priester Europas. Das ging noch an für die vorbereitenden Studien in den Kleinen Seminarien, aber als auch Philosophie und Theologie hinzukamen, wurden immer wieder die meisten mutlos und verließen mit den resignierten Worten: »Es geht einfach nicht« das Seminar. Und trotzdem hielten die Missionare bei ihrer Arbeit aus und überwanden mit einer riesigen Geduld und viel Opfermut die entgegenstehenden Hemmnisse. P. Dr. Franz Solan Schäppi O. M. Cap. schreibt darüber: »Die Hemmnisse und Schwierigkeiten waren für die Weißen Väter so groß und vielseitig, daß auch sie nie eingeborene Priester hätten weihen können, wenn sie nicht in unerschütterlichem Gehorsam gegen die Anweisungen ihres Stifters (Lavigerie) und in zäher und unentwegter Ausdauer in diesen mühevollen Erziehungs- und Bildungsarbeiten ausgeharrt hätten« (Die katholische Missionsschule im ehemaligen Deutsch-Ostafrika, Paderborn 1937, 176).

Die Väter vom Heiligen Geist begannen die Seminarerziehung in Senegambien im Jahre 1848. 1864 konnte der erste schwarze Priester geweiht werden, aber bis 1924 zählte man trotz ununterbrochener Arbeit erst 11 Priester. Von da an war der Bann gebrochen. Und heute hat das Gebiet einen einheimischen Priester, Msgr. Faye, als Apostolischen Präfekten. In Gabun bemühte sich die Mission 55 Jahre, um 1899 den ersten Priester erhalten zu können. In Uganda wurde 1893 das Kleine Seminar eröffnet, nachdem seit 1885 von den Weißen Vätern einzelnen Knaben Lateinunterricht erteilt wurde. 1913 fand die erste Priesterweihe statt. Aber noch 1919 erklärte ein Missionar auf dem Düsseldorfer Missionskursus: »In Deutsch- und Britisch-Ostafrika waren die Versuche zur Heranbildung von einheimischen Priestern seit 60 Jahren vergeblich.« Und doch zählen heute allein die Missionsgebiete der Weißen Väter 175 schwarze Priester! Ganz Afrika weist 445 einheimische Priester auf. Davon entfallen jedoch ca. 100 auf die unierten Kopten und Abessinier. Die über 350 Negerpriester, welche heute in den verschiedensten Missionen Zentral- und Südafrikas eine segensreiche Tätigkeit entfalten, sind ein herrlicher Beweis für die sich stets gleichbleibende schöpferische Kraft der Kirche. Und daß dieser schwarze Klerus trotz mancher Schattenseiten grundsätzlich seiner ihm gestellten Aufgabe gewachsen ist, zeigt neben vielen anerkennenden Berichten der Missionsobern vor allem die Tatsache, daß zwei aus ihnen, Msgr. Kiwanuka von Uganda und Msgr. Ramarosandratana von Madagaskar, am Christkönigsfest 1939 von Papst Pius XII. persönlich zu Bischöfen geweiht wurden. Diese Bischofsweihe war eine Tat, die selbst die kühnsten Erwartungen der Missionare übertraf. 1939 bereiteten sich 877 Schwarze in den Großen und 3854 in den Kleinen Seminarien auf das Priestertum vor, so daß mit einer zwar langsamen aber stetig zunehmenden Zahl landgeborener Priester in Afrika gerechnet werden kann.

In der Negermission Nordamerikas stellte sich der Rassengegensatz und die damit verbundene Minderbewertung der Schwarzen durch die Weißen als folgenschwerstes Hindernis der Bildung eines schwarzen Klerus bis in die neueste Zeit entgegen. Erst nachdem die Neger Amerikas (ca. 15 Millionen) auf allen Gebieten des Wissens und der Kultur ihre geistige Befähigung erwiesen (von 1820 bis 1910 zählte man zusammen 3835 Negergraduierte an den amerikanischen Universitäten, 1931 allein bereits 2071), begannen die Steylermissionare mit der systematischen Erziehung eines einheimischen Klerus. 1922 wurde das Neger-Missionsseminar zu Bay Saint Louis (Mississippi) eröffnet. Bis zu diesem Jahr sind insgesamt erst 13 Negerpriester in den Vereinigten Staaten nachzuweisen. 1934 wurden die ersten fünf Priester des neuen Augustinus-Seminars geweiht, denen 1937 zwei weitere folgten. Seitdem scheint auch in Amerika der Bann zugunsten des einheimischen Klerus gebrochen zu sein, zumal der gesamte amerikanische Episkopat und vorab Papst Pius XI. dem neuen Seminar ihre Anerkennung und Förderung nicht versagten.

Aber nicht nur die Neger, sondern auch die Indianer Amerikas haben ihre Vertreter in den Reihen des katholischen Klerus. Nachdem die ersten südamerikanischen Synoden (die Synode von Mexiko 1555 und die beiden ersten Synoden von Lima 1552 und 1567) ausdrücklich verboten hatten, Indianer und Mischlinge zu Priestern zu weihen, fiel nach manchen Kämpfen bereits auf den Provinzialsynoden von Lima 1582 und Mexiko 1585 diese Schranke. Mischlinge und später auch Vollblut-Indianer wurden zur Priesterweihe zugelassen. In den folgenden Jahrhunderten vollzog sich in den südamerikanischen Staaten eine gewaltige Rassenmischung, deren Resultat die heutigen Bewohner dieser Staaten sind. Von reinen Weißen bis zu reinen Indianern und Negern sind alle Rassenschattierungen zu finden. Alle Rassen besitzen die gleichen politischen und kirchlichen Rechte, so daß Mischlinge und Vollblut-Indianer den größten Teil des südamerikanischen Klerus stellen und auch zu den höchsten kirchlichen Würden, einschließlich der Bischofsstühle, zugelassen werden. Auch in den neueren Missionen unter den Rothäuten bemühen sich die Missionare stets, einen landgeborenen Klerus heranzubilden, Bemühungen, die in Süd- und Mittelamerika bereits mit schönen Erfolgen gekrönt sind, während in Nordamerika die Erziehung eines indianischen Klerus immer noch auf große Hindernisse stößt.

Wenn auch die riesigen Anstrengungen unserer Glaubensboten auf den afrikanischen und amerikanischen Kontinenten mit schönen Erfolgen belohnt wurden, so wissen wir doch, daß damit noch lange nicht alles getan ist. Die landgeborenen Priester sollen nicht nur in der ersten Generation wirklich gute Hirten ihrer Herde sein, sondern auch in spä-

terer Zeit, auch wenn ihre weißen Mitbrüder sie verlassen sollten. Südamerikanische Staaten des letzten Jahrhunderts haben uns ja gezeigt, wie schwer das mancherorts werden kann. Zudem ist auch ihre Zahl im Verhältnis zu den harrenden Aufgaben noch sehr gering. Daher wollen wir gerade in diesem Monat in echt katholischer, weltoffener Haltung unserer schwarzen und roten Confratres vor dem Herrn gedenken und um Mehrung und innere Festigung ihrer Reihen beten. Dr. J. B.

Bundesgesetz betreffend die Verwertung von Urheberrechten und die Kirchenmusik

Am 7. Dezember 1922 hat die Bundesversammlung der Schweiz. Eidgenossenschaft erstmals einem Bundesgesetz betreffend Urheberrecht an Werken der Literatur und Kunst zugestimmt. Die Durchführung der gesetzlichen Bestimmungen wurde der »Gefa«, der Schweiz. Gesellschaft für Aufführungsrechte, übertragen. Mit nicht geringem Befremden und Unwillen nahm man auf katholischer Seite Kenntnis von der Bestimmung, daß auch die Musik im Gottesdienst besteuert werden soll. Das war neu und die damaligen Gesetze anderer Staaten nahmen die gottesdienstliche Musik ausdrücklich von der Abgabepflicht aus. Ein führendes kath.-kons. Mitglied des Nationalrates (es ist nicht mehr unter den Lebenden), war selbst über diese Bestimmung erstaunt und erklärte dem Schreibenden auf seine Vorstellungen hin: Das haben wir in der Fraktion gar nicht beachtet! Das Stoßende an der Bestimmung liegt in der Tatsache, daß die Musik im Gottesdienst im Gesetze der Musik im Radio oder der Schrammelmusik im Wirtshaus gleichgestellt ist, trotzdem die Kirchenmusik nur ideellen Zwecken dient und für die gottesdienstlichen Feiern kein Eintrittsgeld erhoben wird. Die Bemühungen der »Gefa« fanden bei den Kirchenchören nur wenig Gegenliebe und stießen auf passiven Widerstand. Man konnte sich auf die Bestimmung des Gesetzes berufen, daß der Auftraggeber, nicht der Ausführende, tantièmepflichtig sei. Uebrigens nahm auch der Schweiz. Wirteverein gegen das Gesetz Stellung und verlangte nicht nur dessen Revision, sondern auch die Mitarbeit des Wirtevereins bei der Beratung eines neuen Gesetzes. Ob aus nur idealen Beweggründen?

Vorübergehend nahm die »Sacem«, eine französische Gesellschaft, die Urheberrechte in der Schweiz wahr, nicht zum Vorteil der Sache. Aber auch das Gesetz von 1922 bewährte sich nicht.

Die Bundesversammlung der schweiz. Eidgenossenschaft hat darum am 25. September 1940 einem neuen Bundesgesetz betreffend die Verwertung von Urheberrechten zugestimmt. Es ist ab 1. September 1941 in Kraft. Mit Verfügung vom 29. Mai 1941 erteilte das Eidgen. Justiz- und Polizeidepartement die Bewilligung zur Verwertung der ausschließlichen Rechte auf öffentliche Aufführungen nicht theatralischer Werke der Tonkunst — also auch der Kirchenmusik — der »Suisa«, Schweiz. Gesellschaft der Urheber und Verleger. Diese Bewilligung wurde der Suisa mit Wirkung ab 1. Januar 1942 zunächst für eine Dauer von fünf Jahren erteilt.

Dieses neue Gesetz bestimmt u. a.: Werke der Tonkunst mit oder ohne Text in- und ausländischer Urheber, die noch leben oder vor nicht mehr wie 30 Jahren verstorben sind (Art. 26 des Bundesgesetzes), dürfen nur mit Erlaubnis des Urhebers oder dessen Rechtsnachfolgers öffentlich aufgeführt werden. Das Recht zur öffentlichen Aufführung wird durch den Kauf des Notenmaterials n i c h t erworben (wie das in den meisten Fällen bisher war). Die Veranstalter öffentlicher Aufführungen geschützter Werke der Tonkunst mit oder ohne Text sind verpflichtet, vor der Aufführung bei der Suisa um die Ermächtigung der Aufführung einzukommen. Zuwiderhandelnde können nach Art. 3 des Bundesgesetzes mit Buße bis zu 1000 Fr. bestraft werden. Ferner sind die der Suisa durch die Veranstaltung der unerlaubten Aufführung entstandenen Kosten zu decken.

Das neue Gesetz erfaßt auch die gottesdienstliche Musik. Es drängt sich nun sofort die Frage auf: Wer muß für die Musik im Gottesdienst das Aufführungsrecht erwerben und wer ist zur Bezahlung der vertraglichen Taxen verpflichtet? Das Gesetz gibt darauf die klare Antwort: Zahlungspflichtig ist der Veranstalter, wer die Ausführenden anstellt, sowie, wer auf eigene Rechnung aufführt. Für den Kirchenchor und die Kirchenmusik gilt darum: Der Veranstalter oder Auftraggeber für die gottesdienstliche Musik in der Pfarrei ist die Kirchgemeinde, bezw. die Kirchenverwaltung. Der Chor ist der beauftragte Ausführende, er steht im Dienste der Kirchgemeinde, der Kirche. Das Recht zur Aufführung gottesdienstlicher Musik muß darum die Kirchenverwaltung von der Suisa erwerben und sie ist auch zur Bezahlung der Taxen verpflichtet. Veranstaltet aber der Kirchenchor selbst Aufführungen außerhalb des Gottesdienstes (weltliche Konzerte, Cäcilienfeiern usw.), muß er dafür das Aufführungsrecht erwerben und die vertragliche Abgabe entrichten. Diese Auffassung bestätigt auch die Suisa in einem Schreiben an den Unterzeichneten (14. Nov. 1941): »Die Kirchenchöre haben nur dann die Ermächtigung zur Aufführung zu erwerben, wenn sie gelegentlich selbst Aufführungen veranstalten, d. h. dann, wenn sie nicht ausschließlich im Dienste der Kirche singen. Für die Aufführungen, veranstaltet durch die Kirche, also auch für Aufführungen, bei denen nicht Kirchenchöre mitwirken (Orgel, Orchester usw.) hat prinzipiell die Kirche die Aufführungsrechte zu erwerben.«

Zur Erfassung der vom Kirchenchor selbst zu veranstaltenden Aufführungen außerhalb des Gottesdienstes hat die Suisa den Kirchenchören entsprechende Fragebogen zugestellt, die der Kirchenchor nicht unbeantwortet lassen darf, will er nicht einer empfindlichen Buße verfallen. Es sei nochmals betont: Es handelt sich bei dieser Umfrage nicht um die Musik im Gottesdienst, sondern um Veranstaltungen, bei denen der Kirchenchor Auftraggeber und Ausführender zugleich ist. Wir zitieren nochmals eine Zuschrift der Suisa (23. Jan. 1942): »Der Tatsache, daß die Kirchenchöre weniger eigene Veranstaltungen durchführen als weltliche Chöre, wurde bei der Ansetzung der Tarife Rechnung getragen. Die Suisa schließt grundsätzlich nur direkte Verträge mit den Veranstaltern. Jeder Kirchenchor, der eigene Aufführungen veranstaltet (Konzerte, Abendunterhaltungen, Ständchen usw) hat somit einen Vertrag mit uns abzuschließen und haftet ausschließlich der Suisa gegenüber für die

Erfüllung des Vertrages, d. h. die vertraglichen Entschädigungen.«

Für den Abschluß von Verträgen für die Aufführungen im Gottesdienst wird die Suisa an die Kirchenverwaltungen erst nach einer Konferenz mit den Vertretern des Bischofs und des Cäcilienvereins gelangen.

Man mag nach wie vor der Besteuerung der gottesdienstlichen Musik mit gemischten Gefühlen gegenüber stehen. Sie paßt nicht in katholisches Empfinden hinein und vor Jahren schon hat Rom eindeutig sich darüber ausgesprochen. Aber das Gesetz ist nun einmal da und wir müssen ihm nachleben. Es wird nicht zu bestreiten sein, daß der ganze Apparat der Suisa, der zwangsläufig umfangreich ist, einen wesentlichen Teil der Abgaben verschlingt. Aber können wir dem Gesetze nicht auch eine freundliche Seite abgewinnen? Sollen vom neuen Gesetze nur die Profanmusiker profitieren und unsere Kirchenkomponisten leer ausgehen? Man weiß ja, wie einzelne Verleger von Kirchenkompositionen oft erst nach langer Frist ärmliche Honorare ausrichten. Mancher Kirchenmusiker könnte darüber eine Jeremiade vertonen. Und bekannt ist, ja auch, daß unsere Kirchenmusiker weit geringer besoldet sind, als die weltlichen Fachmusiker. Wenn darum vom reichen Tisch der Suisa etwas mehr als nur Brosamen unsern eigenen Komponisten zufällt, wollen wir uns darüber freuen und es ihnen herzlich gönnen!

Prof. Friedr. Frei, Luzern.

ERZIEHUNGSRAT PROF. DR. BURKARD FRISCHKOPF

Chorherr zu St. Leodegar **60 JAHRE ALT**

(9. Februar 1942)

F. A. H. Ballwil ist »keineswegs die Geringste unter den Tausendschaften« des Luzernerlandes; sein Name hat einen guten Klang.

Aus Ballwil stammte Joseph Ignaz Rölly, der jahrelang die alte Philologie an der Kantonsschule lehrte und am Priesterseminar in Luzern mit den Alumnen lateinische Kirchenväter las, bis er 1894 starb.

Ballwil war der Musensitz des geistlichen Schriftstellers Franz Xaver Herzog, der unter dem Namen »der alte Balbeler« im ganzen Kanton herum bekannt und selbst in Deutschland drunten hin und wieder erwähnt wurde, so daß man sich dort um die geographische Bestimmung von Ballwil interessierte, sich dann aber jeweils verständnisvoll zufrieden gab, wenn man vernahm, Ballwil liege zwischen Gerlingen und Ottenhusen.

Richtiggehend und ausgiebig an den Weltpostverein wurde dann Ballwil unter seinem Pfarrer Joseph Grüter angeschlossen, als da Korrespondenzen aus London und Rom, aus Wien und Paris einliefen, und was immer in der Kirche Gottes Anregendes und Aufregendes sich ereignete, aus ersten Quellen berichteten.

In Erziehungsrat, Professor der neutestamentlichen Einleitung und Exegese und Homiletik, Dr. phil. und theol. Burkard Frischkopf, Chorherr zu St. Leodegar und Bauherr des Stiftes, steht nun als vierter Balbeler jener vor uns, dem sich nicht nur die tiefsten Ziele und Wünsche der drei ersten erfüllten, sondern der sie in Stellung und Wirksamkeit übertraf.

Tüchtige Studien in Beromünster, Einsiedeln und Luzern begründeten in ihm ein humanistisches Wissen und Können, auf dem die philosophischen und theologischen Studien auf den Universitäten von Löwen, München, Rom aufbauen und zu gründlichen Ergebnissen sich verdichten konnten.

Nach einer kurzen Periode angestrengter Pastoration in der Zürcher Stadtdiaspora und so auch eingeführt in die Lebensbedürfnisse der Neuzeit, kam unser Jubilar als Philologe an die Luzerner Kantonsschule, um von da mit tüchtigen Kenntnissen der klassischen Umwelt Professor der neutestamentlichen Wissenschaften und der Homiletik an der Theologischen Fakultät zu werden, Nachfolger von Prälat Meyenberg, in dessen Fußstapfen er jahrelang vorher die »Gesellschaft für christliche Kultur«, bei deren Gründung er schon mitgewirkt hatte, von Stufe zu Stufe, rastlos arbeitend, höher führte. Nach dem Tode von Propst Schnyder sel. wählte ihn der Regierungsrat in den Erziehungsrat, in welcher Stellung ihm nun das heimatnahe Hohenrain und das vertraute Gymnasium von Beromünster unterstellt sind. Jahrelang redigierte unser Jubilar als wirklicher Semper Fidelis des Schweizerischen Studentenvereins die »Monatrosen« und erkämpfte nach vieler Mühe endlich deren literarische Aufhöhung zur wertvollen Monatsschrift. Als gern gehörter Zehn-Uhr-Prediger in der Jesuitenkirche ebenfalls das Erbe Meyenbergs übernehmend, begann er nun auch selber zu publizieren, und es steht zu hoffen, daß aus seiner unermüdlichen Predigttätigkeit, für die er Geist, Wissen und Können in selten harmonisch zusammenspielender Weise mitgebracht hat, noch viele Werke entsprießen werden.

Seit seiner Wahl zum Chorherrn verwaltet er in hervorragender Weise das Amt eines Bauherrn am Stift. Der Umbau des Schulhauses, wie die gründliche Erneuerung des Läuterhäuschens und des alten Chorhofes an der Ecke Leodegar- und Stiftsstraße werden seinen Namen auch monumental erhalten.

Auf heimatlich-bäuerlicher Scholle in Freiluft und Freilicht aufgewachsen, von kerngesunder Konstitution, aufrechten Ganges und frohen, geselligen Gemütes, ein Freund der Natur und des Wanderns, mit klarem Blick und scharfer Unterscheidung begabt, eine Führernatur, deren Autorität ohne weiteres anerkannt wird, so steht der 60er noch in jugendlicher Frische in unserer Mitte. Mit der Kirchenzeitung stellen sich Kirche, Staat und Stift St. Leodegar einmütig zusammen, um dem Verdienten herzlich zu danken und ihm Gottes Segen noch für viele, viele weitere Jahre frohmütiger Arbeit und fruchtigen Erfolges zu wünschen.

Gefahren der christlichen Caritas

Die grundsätzlichen Ausführungen über die Gefahren der Caritas in Nr. 50 der »Schweiz. Kirchenzeitung« erheischen eine zusätzliche Erwägung und Ergänzung. Der Verfasser weist auf Gefahren hin, die sich aus der fortschreitenden Verstaatlichung einerseits und der Vermaterialisierung der Caritas anderseits ergeben und fordert demzufolge eine vermehrte Besinnung auf den caritativen Geist sowie die Pflege der persönlichen Caritas. Daß die genannten Gefahren bestehen, wird niemand ernstlich bestreiten. Dagegen darf wohl darauf hingewiesen werden, daß in caritativ tätigen Kreisen diese Gefahren auch erkannt und bereits mehrfach signalisiert wurden. Interessenten seien insbesondere auf den Artikel »Gefahren aus der Kriegsfürsorge« hingewiesen, der in Nr. 1/1940 der Zeitschrift »Caritas« erschienen ist. Auch beim Schweizerischen Caritaskongreß vom 13. bis 15. September 1941 war die Besinnung und Vertiefung des caritativen Geistes das erste Ziel. Diesem Zwecke dient auch das soeben erschienene Heft Nr. 6 der »Caritas« mit den Referaten: »Richtlinien für die katholische Caritasarbeit in der Schweiz«, »Caritas und Pfarrei«, »Die Opfergemeinschaft als Grundlage und Weg zur Pfarreicaritas« und »Caritativer Geist in Heimen und Anstalten«. Die übrigen Referate werden zu gegebener Zeit nachfolgen. Daß nicht jede vernünftige Sorge um die materielle Sicherung eines caritativen Werkes schon als Vermaterialisierung der Caritas angesprochen werden darf, dürfte wohl klar sein.

Dagegen scheint ein anderes Moment uns mindestens so gefährlich, nämlich wenn solche Beobachtungen, wie sie der Verfasser mit Recht aufführt, zum Anlaß oder Vorwand genommen werden, um in der Caritas und für die Caritas überhaupt nichts zu tun, d. h. die mangelnde Aktivität und Zusammenarbeit. Wir wollen hier nicht einer übertriebenen Betriebsamkeit und Vereinheitlichung das Wort reden, sondern einer aktiven und weitherzigen Zusammenarbeit aller Kräfte. Es muß doch auffallen, daß heute in Deutschland, wo die meisten katholischen Verbände aufgelöst sind, der Deutsche Caritasverband noch besteht. Warum? Weil dank der Unterstüzung weiter katholischer Kreise und heute mehr noch als vor dem Krieg und durch die Zusammenarbeit aller caritativen Kräfte der Verband so stark dasteht, daß auch der neue Staat ihn nicht entbehren kann, ja ihm heute noch finanzielle Unterstützung zuteil werden läßt. Aber auch bei uns ist es so, daß wirkliche Leistungen der Caritas in nichtkatholischen und staatlichen Kreisen anerkannt werden. Ob gern oder ungern, steht hier nicht zur Diskussion.

Es sei nochmals betont, daß wir die Gefahren nicht übersehen und daß wir auch die Caritas nicht allein vom Erfolgsstandpunkt aus beurteilen. Denn Caritas stammt aus Gott und muß von Gott her gesehen werden. Aber gerade aus dieser tiefsten Quelle, aus der Teilhabe aus der erbarmenden Liebe Gottes wird die Caritas erst zur letzten Leistung befähigt.

Schließlich möchten wir dem Ausdruck Caritas gegenüber dem Pleonasmus »christliche Caritas« den Vorzug geben, denn Caritas ist entweder christlich oder sie ist keine Caritas, sondern innerweltliche Humanität und Wohlfahrtsarbeit. C.

Silbernes Jubiläum einer Missionssektion

Am Feste des heiligen Franz von Sales feierten die Theologen des Priesterseminars St. Beat, Luzern, das 25-jährige Bestehen ihrer Missionssektion. In einem feierlichen Gottesdienste wurde der Gründer, aller Ehrenmitglieder und Wohltäter gedacht.

Das Samenkorn, das eifrige Theologen unter dem geistlichen Protektorate von Professor Dr. Oskar Renz sel. säten, hat indessen schon reiche Früchte gezeitigt. An erster Stelle stehen, um einige Taten hervorzuheben, die Stiftungen von 1924 und 1934 für einheimische Priesteramtskandidaten in Skunking, China, und in Seoul, Korea. 1927 wurde mit einer schönen Summe die Missionsstation St. Beat in Heilungkiang, China, gegründet. Jedes Jahr werden die gesammelten Geldmittel an verschiedene schweizerische Missionsinstitute verteilt.

Die Missionssektion bezweckt die Förderung der ideellen und praktischen Mitarbeit für das Missionswesen. Eine besondere Aufgabe sucht sie zu erfüllen mit der Heranbildung eines einheimischen Klerus in den Missionsgebieten, wofür schon mehr als 25,000 Fr. verwendet wurden. Viele dieser unterstützten farbigen Theologen sind heute eifrige Seelenhirten ihrer Landsleute. Ihre große Bedeutung kommt heute zu voller Auswirkung, denn von den europäischen Missionaren sind viele interniert und so an ihrer Missionstätigkeit gehindert. Dank der eifrigen Heranbildung eingeborener Priester und Schwestern kann die Missionierung nun doch aufrecht erhalten werden.

Schwer ist heute das Ringen der Kirche in den Heidenländern, weil immer noch großer Mangel an Arbeitern herrscht. Die Missionssektion am Priesterseminar Luzern wird aber auch während dieser Kriegszeit Mittel und Wege suchen, der Parole ihrer Stifter getreu, das Licht zur Erleuchtung der Heiden zu entzünden.

Geldspenden für alle Missionszwecke werden bestens verdankt. Postcheck-Nr. VII 2952, Missionssektion Priesterseminar Luzern. Adolf Studer, theol.

Totentafel

Als gütiger Erlöser trat der Tod am 26. Januar an das Krankenlager von hochw. Herrn Kanonikus **Vinzenz Ambühl** von **Beromünster.** In ihm schied eine typische Gestalt des Luzerner Klerus aus diesem Leben. Seine Heimatgemeinde war Dagmersellen, wo er am 11. September 1870 als Sohn einer kinderreichen Familie geboren war. Die Klosterschulen von Engelberg und Einsiedeln und das Seminar von Luzern bildeten ihn zum Priester heran. Am 18. Juli 1897 legte ihm Bischof Haas die Hand auf und gab ihm die Sendung in die Seelsorge, zuerst als Vikar nach Willisau, zwei Jahre später als Kaplan nach Escholzmatt. Im Jahre 1907 übernahm er die schöne Pfarrei Eschenbach, die er während 33 Jahren vorbildlich verwaltete. Die Erinnerung an seine kluge und friedliche Tätigkeit in der Pastoration und in der Lösung der Kirchenbaufrage halten die beiden würdigen Kirchenneubauten, die Pfarr- und die Klosterkirche, aufrecht. Die Behörden hatten schon dem jungen Kaplan in Escholzmatt die Schulinspektion als

Würde und Bürde auf die Schultern gelegt; das gleiche Amt wurde ihm abermals in Eschenbach übertragen. Für sein soziales Empfinden zeugt die Gründung von Raiffeisenkassen abermals in diesen beiden Wirkungskreisen. Im Priesterkapitel Hochdorf ehrte man ihn mit der Kammererwürde. Die Wahl als Chorherr von Beromünster konnte dem bereits erkrankten Pfarrer nicht mehr die Ruhe und Erholung bringen, die er sich erhofft hatte; ein schweres Leiden war schon zu tief eingewurzelt. Es machte eine lange Pflege im Krankenbrüderheim Steinhof in Luzern nötig und brachte endlich die ersehnte Auflösung.

Die Hochschule **Freiburg** hat nach dem unlängst erfolgten Tode ihres Nestors, Prof. Schnürer, abermals einen schmerzlichen Verlust erlitten durch den Hinschied ihres ehemaligen Rektors und Professors Mgr. Dr. **Eugen Dévaud.** Er stammte aus der Freiburger Landschaft, aus der Gemeinde Villaz-St. Pierre. Im Familienheim, dessen Haupt eine charakteristische Kraftgestalt des Freiburger Großrates war, spielte sich ein Familienleben von patriarchalischer Einfachheit, Arbeitsamkeit und Religiösität ab. Diesem Milieu entsproß die ideale Persönlichkeit des Verstorbenen. Sein Geburtsdatum ist der 17. Mai 1876. Der lebhafte und intelligente Knabe fühlte sich zum Priesterstand berufen und bezog daher die Kollegien von Romont und Freiburg. Der 21. Juli 1901 führte den Neupriester zu den Stufen des Altares. Der für die schöne Literatur Begeisterte setzte die Studien an der Universität fort und schloß sie 1904 mit dem Doktorat ab. Schon die Dissertation über die Freiburger Schulen in der Zeit der helvetischen Republik wies darauf hin, daß er sich mit Vorliebe mit Pädagogik befaßte, und eröffnete ihm den Zugang zur Professur für diese Disziplin an der Universität. Besuche von Erziehungsinstituten in verschiedenen Ländern Europas weiteten Blick und Kenntnis für die einschlägigen Belange. Eine Fülle von pädagogischen Schriften, Schulbüchern, Beiträgen zur Erziehung erschienen im Laufe der Jahre aus seiner Hand. Im Jahre 1934 wurde er zum Ehrendomherrn der Kathedrale St. Niklaus ernannt, das Jahr 1936/37 brachte ihm die Würde der Magnifizenz der Alma Mater und die eines Päpstlichen Hausprälaten. Von 1923 bis 1931 stand er dem kantonalen Lehrerseminar von Altenryf vor und bildete eine begeisterte Lehrergeneration heran. Während des ersten Weltkrieges war er im Auftrag des Bundesrates und des Hl. Stuhles an leitender Stelle in der Fürsorge für die französischen Kriegsgefangenen in Deutschland tätig, wo man seiner vornehmen und gewandten Erscheinung ebenfalls hohe Achtung entgegenbrachte. Die schweren Leiden der letzten Monate vermochten den regen Geist nicht zu verdunkeln, führten aber am 25. Januar ein wohlvorbereitetes Sterben herbei. R. I. P. J. H.

Kirchen-Chronik

Persönliche Nachrichten.

Diözese Basel. H.H. Dekan Johann Estermann, Pfarrer von Hochdorf, hat resigniert. Zu seinem Nachfolger wurde vom Stift Beromünster praesentiert und vom hochwürdigsten Bischof instituiert: H.H. Joh. Steiner, z. Zt. bischöflicher Sekretär in Solothurn.

(Wie uns mitgeteilt wird, ist die Telephonnummer für das Dekanat nun Hochdorf Nr. 6 34 16. Bis zur Installation des neuen Pfarrers, am 19. April, bleibt die Nr. des Pfarramtes Hochdorf 6 30 93 gesperrt.)

Dem ein neues Heim in Hochdorf beziehenden hochverdienten Dekan wünschen wir ein gesegnetes Weiterwirken auf viele Jahre!

Diözese Sitten. Zum Pfarrer von Gampel wurde H.H. Ferdinand Bregy, bisher in Bürchen, ernannt.

Rezensionen

Geschichte der Luzerner Silber- und Goldschmiedekunst. Von Dora F. Rittmeyer, mit 204 Kunstdrucktafeln. Reuß-Verlag, Luzern 1941.

Dieser erste Band des Sammelwerkes »Luzern, Geschichte und Kultur« stellt einen glänzenden Anfang des vom Luzerner Staatsarchivar, Dr. Joseph Schmid, wagemutig in Angriff genommenen, großen literarischen Unternehmens dar. Das Buch ist eine wahre Fundgrube, nicht nur für die Luzerner Kunstgeschichte, sondern ebenso für die Kultur- und Familiengeschichte der Stadt Luzern. Der gewaltige Stoff ist in drei Kapitel gegliedert. In den ersten zwei Kapiteln wird das Goldschmiedehandwerk in sozialer und rechtlicher Hinsicht behandelt. Schon da versteht es die Verfasserin durch kulturhistorische Details und persönliche Züge anhand der Quellen ein ungemein lebendiges Bild vom Handwerker- und Künstlerleben vergangener Zeiten zu entwerfen. Im dritten, 350 von den 444 Seiten des Buches umfassenden Hauptteil gibt D. R. dann eine eingehende Darstellung der Geschichte der Luzerner Goldschmiedekunst von der Frühzeit bis in die Gegenwart. Er zerfällt in zwei Teile: »Die Luzerner Goldschmiedekunst im Dienst der Kirche« und »Die profane Goldschmiedekunst in Luzern«. Die Geistlichen wird besonders die kirchliche Kunst interessieren. Die findige Verfasserin hat alle Kirchen und Sakristeien der Stadt nach wertvollem Kunstgut abgesucht, hat jedes Stück nach Meister, Alter und Stil bestimmt und eingehend beschrieben und dazu in prächtigen Photos festhalten lassen. Wie mancher Geistliche hat von diesen Herrlichkeiten bisher nicht viel gewußt und sie fast unbesehen gebraucht! Als besonders wertvolle Stücke seien nur das von Propst Ulrich von Eschenbach gestiftete Reliquienkreuz und Plenarium (silberne Einbanddecke fürs Evangelium), der goldene, bei Murten erbeutete Burgunderkelch, die silbernen Heiligenbüsten des Kirchenschatzes im Hof erwähnt. Dazu kommen gotische, barocke und Rokokokelche, Ziborien, Kreuze und Vortragkreuze, Ampeln, Weihrauchfässer, Reliquiare und Monstranzen etc. Das meiste ist Luzerner Arbeit. Manches stammt auch von auswärts, ist aber durch Anschaffung oder Schenkung nach Luzern gekommen. Ein Verzeichnis sämtlicher Luzerner Goldschmiede mit biographischen Notizen ist zumeist aus handschriftlichen Quellen zusammengestellt und gibt auch allgemein kulturhistorisch interessante Einblicke. Besonders verdienstlich ist die mühevolle Feststellung der Beschau- und der Meisterzeichen und die Aufstellung einer Liste derselben, umso verdienstlicher, da das sonst grundlegende Werk von Mark Rosenberg »Der Goldschmiede Werkzeichen« für die Schweiz versagt. Für die hohe soziale Achtung der Goldschmiedekunst in der Stadt Luzern zeugt, daß auch aus ihren Patrizierfamilien zahlreiche Goldschmiede hervorgingen und daß sie selbst den Weg zur Schultheißenwürde bahnte. Die Bijouterie, Silber- und Goldschätze und Kleinodien im öffentlichen und privaten Besitz sind durch eine allgemeine hohe Lebenshaltung bedingt. Die Inventare von Nachlassenschaften hochgestellter Luzerner zeugen von solcher Kultur. Der Luzerner Rat äufnete für seine Festlichkeiten kostbares Silbergeschirr.

Das Buch Frl. Rittmeyers ist wesentlich eine Geschichte der Goldschmiedekunst der Stadt Luzern, in der sich, besonders während der fast vierhundert Jahre oligarchischer Verfassung, die Kultur der Republik konzentrierte. Es sind aber auch Kunstwerke vom Stifte Beromünster herangezogen, dessen Chorherren in Mehrzahl stadtluzernische Patrizier waren, und von Sursee, wo die Werkstatt des berühmtesten Luzerner Goldschmieds, Hans Peter Staffelbach, und seiner Deszendenz sich befand. Es ist erfreulich, daß die Goldschmiedekunst auch noch im Luzern der Gegenwart hervorragend betrieben wird.

Das Werk Frl. Rittmeyers ist einzig in seiner Art und Pracht. Es kann für die berufspflichtigen Wahrer und Mehrer kirchlicher Kunst sehr anregend und aufklärend wirken und sei deshalb zur Anschaffung, eventuell durch die Kirchgemeinden, empfohlen (Sub-

skriptionspreis 39 Fr., später 50 Fr.). Die kostbaren Werke der Goldschmiedekunst, an denen sich das Auge weidet, mahnen aber auch, überall, in Stadt und Land, die Kunstwerke feuer- und diebssicher zu verwahren. Die Geschichte der Luzerner Goldschmiedekunst erzählt auch von Diebstählen, Verschleuderungen, unverständigen Veräußerungen, denen wertvollste Stücke zum Opfer fielen, u. a. die goldene Monstranz im Hof, im Jahre 1841. Die Kunstschätze Luzerns wurden, wie in einer Besprechung der »N. Z. Z.« gesagt wird, »niemals durch die Reformation beeinträchtigt« — man denke an die barbarische Verwüstung des Berner St. Vinzenzmünsters — sie erlitten aber durch die Kriegskontribution des Jahres 1798 doch eine wahre Dezimierung. Es ist erstaunlich, daß noch so viel übrig blieb. Dieser Hort soll gewahrt werden. Er kann es auch durch gewissenhafte Beobachtung der Vorschriften des kanonischen Rechts, besonders der über die Veräußerung von kirchlichen Kunstgegenständen. Es ist hierzu stets die bischöfliche Erlaubnis erfordert und bei kostbaren Stücken sogar die des Apostolischen Stuhles (Can. 1530, 1532 und 2347 n. 3). Gerade in Luzern, das ein Zentrum für den Antiquitätenhandel ist, kann man da Verschiedenes in Schauläden sehen und bei Auktionen erleben.

Der Verfasserin der Geschichte der Luzerner Goldschmiedekunst gebührt für ihre hervorragende, verständnisvolle Arbeit warmer Dank. Durch ihre tüchtigen Vorarbeiten über die Goldschmiedewerke der Kathedrale von St. Gallen, die Kirchenschätze der aufgehobenen Thurgauer Klöster und der Klöster St. Urban und Rathausen und ihre Mitarbeit an der Monographie über Hans Peter Staffelbach war sie zum besprochenen Monumentalwerk aufs beste ausgerüstet, und gerade ihre Eigenschaft als Kantonsfremde bürgte für die Objektivität des Urteils, das sich zudem durch eine seltene Einfühlungsgabe und Sorgfalt auszeichnet. V. v. E.

Schweizer als Glaubensboten und Kulturträger in Nordamerika. Von Dr. G. Staffelbach. (Druckerei Schüpfheim AG.) 78 S. — Mit dieser Ueberschrift hat Professor Can. Dr. Georg Staffelbach in Luzern schon vor zwei Jahren der katholischen Schweiz ein Werk geschenkt, das nicht unbeachtet auf die Seite gelegt werden darf. Wer weiß, wie nachlässig und oberflächlich in der amerikanischen Union die Missionsgeschichte gehandhabt worden ist und welche Unsumme von Opfer und Mühen die katholischen Pioniere vom Welt- und Ordensklerus und katholische Ordensschwestern für den Aufbau der Kirche in den Vereinigten Staaten gebracht haben, wird diese Abhandlung dankbar zu würdigen verstehen. Nicht nur bietet sie einen Einblick ins Leben, Wirken und Sterben großer Schweizer Missionäre und zeigt deren Werke über dem Ozean, die ihnen heute noch nachleben, sondern, was für die Zukunft noch besonders wichtig ist, es weist der Verfasser auch auf ein reiches Quellenmaterial und die Literatur hin, aus der er geschöpft hat. Spätere Missionskenner und -forscher werden dankbar zu dieser wertvollen Broschüre greifen, mit der Kanonikus Staffelbach nur hindeuten konnte auf vielfach in der katholischen Heimat Unbekanntes und Interessantes, was sie durch ihre besten Söhne und Töchter im fernen Westen für Christi Reich getan hat.

Eine weitere Zierde in der Reihe der Namen dieser Kulturträger aus unserer Heimat, die nicht genannt wurden, in einer zweiten Auflage aber gewürdigt werden könnten, sind die verdienten Persönlichkeiten von Prälat Gottfried Raeber von Küßnacht für den Staat Colorado, Abt Ignaz Conrad für den Staat Arkansas, von den beiden Steinerberger Weltpriestern Kasimir und Karl Reichlin, die in Cleveland und Lorrain, Ohio gewirkt haben, von P. Augustin Stocker, der im Kloster New-Subiaco, Ark., Herz und Seele des Aufbaus gewesen ist, von Abt Philipp Ruggle OSB., der um die Abtei Conception und Prälat Adalbert Frei, der um die deutsche Einwanderung in New York sich verdient gemacht hat, von Laurentius Matthias Alig aus Panix, dem Erbauer der St. Marienkirche in Washington D.C. etc.

Es fehlt in der schweizerischen Missionsgeschichte nach außen noch ein großes Kapitel; die verdienstreiche Tätigkeit unserer Schweizer Pioniere im amerikanischen Norden. Kanonikus Staffelbach hat einen wertvollen Beitrag dazu geleistet. F. H.

Im Liebfrauendom, eine marianische Novene für Priester und Volk. Von P. Stephan Untergehrer. Bader'sche Verlagsbuchhandlung, Rottenburg. — Ein unermüdlicher Volksmissionär bietet hier nach 25jähriger Tätigkeit die reife Frucht seiner priesterlichen Marienverehrung seinen Mitbrüdern und gebildeten Laien. Mit theologischer Gründlichkeit und begeisterter Wärme zeichnet er den Tugendreichtum der Gottesmutter und macht aktuelle Anwendungen auf das Leben des Christen als Nachfolger Mariens. -b-

Priester-Exerzitien

Im *Exerzitienhaus Wolhusen* (Luzern) vom 9.—13. Februar. Leiter: H.H. Dr. Pater Arnold, O. Cap., Lector in Sitten. (Telephon Wolhusen 6 50 74.

Seelsorgertagung in Luzern

(Mitgeteilt) Vom 15.—17. Juni 1942 wird im St. Paulusheim in Luzern wieder eine Seelsorgertagung stattfinden (Thema: Seelsorge und Familie), deren Besuch vom Klerus vorgemerkt werden soll und ihm bestens empfohlen wird.

Für jungen, tüchtigen Mann wird eine

Schaffner- oder Verwalterstelle

in Anstalt oder Klosterbetrieb gesucht. Sehr gute Zeugnisse von größern Anstalt- und Privatbetrieben stehen zur Verfügung Fachschulung in der landwirtschaftlichen Schule Pfäffikon.

Kathol Pfarramt Hüttwilen

Was kann dagegen geschehen?

Es sollte Gewissenspflicht eines jeden Katholiken sein, Ehewillige auf den Katholiken Ehebund aufmerksam zu machen, der seit vielen Jahren in vornehmer, diskreter und erfolgreicher Weise Gelegenheit zur Anbahnung kathol. Ehen bietet. Die einwandfreie Arbeitsweise wird allgemein anerkannt.

Für **katholische EHE** anbahnung die größte, älteste u. erfolgreichste Vereinigung.

Auskunft durch **Neuland-Bund, Postfach 35603, Basel 15/H**

Holzgeschnitzte **Kreuze**

schön und preiswert

bei **Räber & Cie. Luzern**

Gesucht in Pfarrhaus auf dem Lande

Haushälterin

etwa in den 30er Jahren. Edler Charakter, tüchtig und selbständig in Haus- und Gartenarbeiten. Eintritt und Lohn nach Uebereinkunft

Adresse zu erfragen unter 1562 bei der Expedition der KZ.

G. Bösiger

ROGGWIL KT. BERN

Referenzen zu Diensten

(kath. Firma), empfiehlt sich für Reparaturen an Turmuhren, auch Neumontierung von Schlagwerken auf Glocken. Neue Zeiger-Einrichtungen an alten Uhren werden fachmännisch ausgeführt

Gebildetes, älteres

Fräulein

vertrauensw., mit freundlichem Charakter, erfahren im Hauswesen, sucht leichtere Stelle zu geistlichem Herrn. Offerten unter Chiffre 1561 an die Expedition der KZ.

Zur Beichtstuhlhygiene

Cellophanpapier in beliebiger Grösse zugeschnitten liefert

Räber & Cie. Luzern

Für den Kirchenstand

Papst Pius XII.,
Ueber die Grundlagen eines gerechten Friedens

(Radio-Ansprache vom 24. Dez. 1941). Separatdruck aus der Schweizerischen Kirchen-Zeitung Fr. —.20, 10 Stück Fr. 1.50

Bischof Galen, Predigten

Separatabdruck aus der Schweizerischen Kirchen-Zeitung. Fr. —.30, 10 Stück Fr. 2.—

VERLAG RÄBER & CIE. LUZERN

Atelier für kirchliche Kunst
A. BLANK VORM. MARMON & BLANK
WIL ST GALLEN

Ausführung von Altären, Statuen u. kunstgewerblichen Arbeiten für Kirchen Kapellen u. das christliche Heim. Restaurat on alter Schnitzwerke u. Gemälde. Diebessichere Tabernakeleinbauten. Kunstgewerbliche Holzgrabzeichen

Teppiche
Linoleum
Vorhänge
Spezialität: Kirchenteppiche
Linsi
Teppichhaus z. Burgertor
am Hirschengraben LUZERN

Kirchen-
VORFENSTER
in Spezial-Konstruktion
kittlos
unbegrenzt haltbar
vom Fachgeschäft, das auf sämtl. damit verbundenen Arbeiten, wie:
Kunstverglasungen
Glasmalereien
spezialisiert ist
J. SÜESS & SOHN
Zürich 3 Telephon Nr. 3 23 16
Goldbrunnenstraße 148

Was tun Sie für die Männer ?

fragte ein neugewählter Pfarrer seinen Nachbarn. – »Ich habe 11 Jahres-Abonnemente der Monatschrift »Katholisches Männerblatt« an meine Adresse bestellt. Die lasse ich durch einen Mann an die 10 Eifrigsten austeilen und hie und da mache ich es auch selber. So bleibts immer etwas warm. Das Weitere wird sich dann schon geben« – Und unser Fragesteller ging hin und tat das gleiche: Schrieb erst um Probenummern, dann um 11 Jahres-Abonnemente an Gebr. Oberholzer, Buchdruckerei, Uznach (St. Gallen) und bezahlt dafür sage und schreibe alles in allem Fr. 9.90.

Fastenpredigten

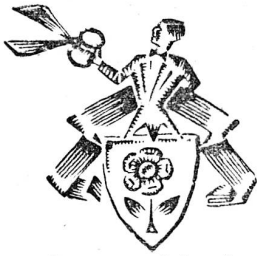
z. Teil nur noch einzeln am Lager, Nachbezugsmöglichkeit oft fraglich. Auswahlsendungen daher nur ausnahmsweise möglich

Brois Franz **Lebensmächte und Gotteswege** *Drei Fastenzyklen geb. 1.—*
Dörner Karl **Mensch, Christ und Sieger** *6 neue Zeit- und Fastenpredigten. 1.90*
Drinck P. Jak. O. M. J. **Das Leiden Christi stärke mich** *Fastenvorträge. 3.40*
Füglein P. Gaud., O.F.M. **Die Liturgie der Vorfasten- und Fastenzeit in Predigten.** *2.10*
Gmelch J. **Kreuzesheilige.** *4.50*
Gruber P. Dan., O.F.M. **Die Leidenswerkzeuge Christi.** *2.10*
Horstmann H. **Mysterium um das Kreuz unseres Herrn** *Sieben Fastenpredigten. 2.80*
Kaim Emil **Fastenpredigten.** *geb. 6.75*
Keller Emil **Ecce Homo** *Zwei Reihen Fastenpredigten. 2.55*
Lang Hugo, O.S.B. **Die Fülle der Gnaden.** *1.55*
Hübenthal P. Titus O. M. Cap. **Kreuz und Leid.** *3.65 (mehrfach vorrätig)*
Muré's **In jenen äußersten Stunden.** *(Aus dem Holländischen übersetzt) 4.40*
Neudorfer P. Karl **Der christliche Mensch.** *2.40*
Rademacher H. J. **Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.** *2.10*
Storr R. **Leidende Liebe.** *2.55*
Schötz P. Donys **Tröstet mein Volk.** *1.70*

BUCHHANDLUNG RÄBER & CIE., LUZERN

Einbinden
der »**Schweizerischen Kirchen-Zeitung**«
in Originaldecke, pro Jahrgang **Fr. 7.50**
RÄBER & CIE. LUZERN

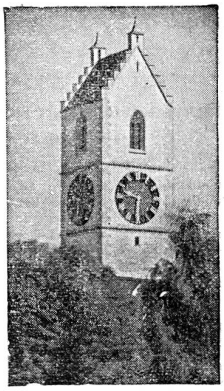
Adolf Bick
Kirchen-Goldschmied Wil
empfiehlt seine
gute und reelle Werkstatt
für kirchliche Kunst



Priesterkleider
Robert Roos, Sohn
Schneidermeister Luzern
St. Leodegarstrasse 7 Tel. 2 03 88

INSERIEREN bringt Erfolg

Turmuhren
-FABRIK



J. G. BAER
Sumiswald
Tel. 38 – Gegr. 1826

Gebet um den Frieden
von Papst Benedikt XV. verfaßt. 100 Stück Fr. 2.-
Räber & Cie. Luzern

Messwein
sowie in- und ausländische
Tisch- und Flaschenweine
empfehlen
Gebrüder Nauer
Weinhandlung
Bremgarten
Beeidigte Messweinlieferanten

Cliché rasch und zuverlässig!
SCHWITTER A.G.
BASEL Allschwilerstrasse 90
ZURICH Stauffacherstrasse 45